



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die jüngste Schule

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Litteratur den leider nur sehr einseitig eifrigen Forscher verrät, desto greller und beleidigender tritt das hier vollzogene Opfer der Wahrheit, der Aufrichtigkeit und des Geschmacks, wir sagen das bewußte Opfer der ersten Eigenschaften eines Mannes, hier entgegen.

(Schluß folgt)



Die jüngste Schule



Seit Jahren verlautet von dem Bestehen einer neuen litterarischen Schule. Die Kinderschuhe der sogenannten klassischen Periode unsrer nationalen Dichtung sind ausgetreten, die alten Herren von Weimar waren ja für ihre Zeit ganz tüchtige, verdienstvolle Leute, aber die neue Zeit hat eben einen weitem Gesichtskreis, höhere Ziele, sie bedarf anderer Herolde und Propheten, und sie hat sie gefunden.

So oft ich einer solchen Verkündigung begegnete, hoffte ich endlich zu erfahren, worin denn das Wesen der neuen Schule bestehe, wodurch sie sich von der glücklich überwundenen unterscheide; aber anstatt einer Erläuterung der geheimnisvollen Reden erhielt ich stets nur eine neue, eben so dunkle Fassung. Und nicht besser erging es mir bei den gelegentlichen Bemühungen, aus den Quellen selbst Belehrung zu schöpfen. Immer dieselbe Freimaurerei. Immer wieder erzählen die Dichter, daß sie die Fesseln abgestreift, mit allen Vorurteilen gebrochen haben, daß sie ihr Ohr an des Volkes Herz legen, die Sache der Menschheit führen, von Philistern angefochten werden und ihnen Verachtung zurückgeben — und weiter? Weiter nichts. Lauter Vorreden zu Thaten, doch von den Thaten selbst konnte ich nichts erfahren. Offenbar war ich noch immer nicht vor die rechte Schmiede gekommen, und das betrückte mich ernstlich; man will doch nicht hinter seiner Zeit zu weit zurückbleiben.

Plötzlich kam Hilfe in Gestalt eines „Volksheftes,“ betitelt „Die jüngste deutsche Litteraturströmung und das Prinzip der Moderne von Eugen Wolff, Berlin, Richard Eckstein Nachfolger.“ Brauche ich noch zu sagen, daß ich mit Gier nach dem Büchlein griff, mit Gier es durchflog, las und wieder las? Was ich daraus erfahren habe, will ich treulich berichten, da sich annehmen läßt, daß so mancher Leser dieser Blätter sich in derselben Unwissenheit befindet, wie bis vor kurzem ich.

Vor allem muß bemerkt werden, daß „die Moderne“ nicht etwa eine Dame ist, die sich nach der neuesten Mode trägt, sondern das Gegenteil von Antike, also die neuere Zeit, die neuere Weltanschauung u. s. w. Schön, also ungefähr dasselbe wie Renaissance? Beileibe nicht! Die Renaissance mit all ihren Nachzüglern ist ja Vergangenheit, die „Moderne“ jedoch ist Gegenwart, ob Gegenwart an sich oder nur die gegenwärtige Gegenwart, das — werden wir vielleicht später erfahren. Zuvörderst spricht die Moderne auch „modernes“ Deutsch, das altväterischen Leuten nicht immer verständlich ist. „Richard Eckstein Nachfolger“ — ein sonderbare Vorname „Eckstein“; oder ist Herr R. Eckstein ein Nachfolger? Wessen denn? Und in welcher Beziehung zu ihm stehen die beiden noch außer ihm genannten Herren? Sollten sie etwa Ecksteins Nachfolger sein? „Nicht genug, ihr laßt mich verhungern, so verlangt ihr noch unnatürliche Kraftanstrengungen.“ Wenn das auch modernes Deutsch ist, so muß es nicht weit von der polnischen Grenze zu Hause sein. „Als der große Einheitskrieg durchdrungen war.“ Alle Wetter, was die „Moderne“ alles vollbringt, sie durchdringt einen Krieg; das heißt nicht, daß sie einen Ring durch den Krieg zieht, aber, was es heißt, das ahnt wohl nur ein Moderner. Doch kommen wir zur Sache.

„Die antikisierende Richtung der deutschen Litteratur war unter (so!) Winkelmann und Lessing Zukunft, wurde Gegenwart mit Goethe und Schiller und sank zwischen beider Todesjahr ins Grab.“ Zwischen beiden Jahren, ungefähr 1818. Von da ab scheint eine Zeitlang gar keine Litteratur gewesen zu sein, denn erst 1833 beginnt „die Zukunft der liberalisierenden Epigonen-seligkeit, unter deren Bann die Muse deutscher Dichtkunst noch heute schmachtet,“ 1848 wurde sie Gegenwart, und seit 1870 „ist sie Vergangenheit, d. h. einbalsamirte Leiche.“ Dann abermals nichts, bis 1881 Ernst von Wildenbruch in seinen „Karolingern“ den Versuch einer nationalen Dichtung machte, und 1882 die Brüder Hart das Programm der „Moderne“ aufstellten. „Das Heil kommt nicht aus Ägypten und Hellas, sondern aus der germanischen Volksseele, wir bedürfen einer echt nationalen Dichtung nicht dem Stoffe, sondern dem Geiste nach. Es gilt, wieder anzuknüpfen an den jungen Goethe und seine Zeit, und wir brauchen keine weitere Formenglätte, sondern mehr Tiefe, mehr Blut, mehr Größe.“ Das ist klar und einfach, und wenn die Dichter diese mäßigen Forderungen nicht erfüllen, so müssen sie sich vor Ehren-Schmoek schämen. So gut er tief oder brillant schrieb, wie es sein Redakteur verlangte, werden sie doch werden können wie der junge Goethe, nur tiefer, glühender und größer? Ganz so rasch, wie erwünscht, ging es freilich nicht. Wolfgang Kirchbach kam nicht „über die Tendenz und theoretische Symbolisierung hinaus zu wahrer künstlerischer Gestaltung.“ Heiberg ist „kein mächtiger Bahnbrecher.“ Zu Weihnachten 1884 erschien endlich der Wahre, Karl Henckell, der Mit-herausgeber einer Sammlung lyrischer Gedichte, die, „sagen wir es kurz heraus

— bestimmt sind, direkt in die Entwicklung der modernen deutschen Lyrik einzugreifen.“ Der neue junge Goethe — aber mit Bewußtsein. Er (Hendell) läßt sich nicht wohlfeil abspeisen, weder Albert Träger, noch Julius Wolff, noch Paul Lindau erscheint ihm würdig zur litterarischen Führung des deutschen Volkes; man denke! nicht einmal Träger, von Stinde und Schönthan gar nicht zu reden. Vielmehr führt er 21 junge Dichter an, die gleich ihm fest entschlossen sind, der Zukunft „eine bedeutsame Litteratur, eine große Poesie“ zu geben.

Hier werden wir denn die neue Schule vor uns haben? Allerdings. Doch wird bei Arnt eine „ungefunde Liebäugelei mit Schmerzen oder eine noch ungesündere Simentaumelei,“ bei Conradi „der Verzweiflungskampf einer äußerlich kraftstrotzenden, innerlich aber schwachen Natur mit der Sünde,“ bei Hendell „frühreife anempfundene Krankheit und Müdigkeit“ und „manches herzlich Unbedeutende“ mißfällig bemerkt. Hingegen kann in W. Kirchbach „der lyrische Dichter vor der Denknatur“ nicht recht aufkommen, während Arno Holz „noch recht weitsehend und oft plump, aber heiligen Ernstes voll ist,“ seine „löbliche Tendenz, wirkungsvolle Rhetorik nicht zu Poesie verklärt“ hat, und Karl Bleibtreus Gedichte keinen „originellen lyrischen Wert bekunden.“ Das Schlußurteil lautet dahin, daß die „Sammlung des lyrischen Jung-Deutschlands neben vielem Mittelmäßigen mancherlei echte und neue Poesie, neben vielen großen Versprechungen einzelne hoffnungsvolle Leistungen bringt,“ und daß sie vor allem „nach außen als That wirkte, denn hier war zum erstenmale der überkommenen und verkommenen litterarischen Richtung die eigentliche Fehde angesagt.“ Merkwürdig, wir hatten geglaubt, das sei bereits durch die Brüder Hart besorgt worden! Doch auch dieses Ansagen der eigentlichen Fehde genügte noch nicht, erst mußte noch Paul Fritsche kommen, und „ein Programm entwerfen,“ und endlich Karl Bleibtreu „ein weithin schallendes Sturmsignal: Revolution der Litteratur! ertönen lassen.“

Und das war gut. Alle die mit vollen Backen ausposaunten Manifeste geben uns keine Aufklärung, um was es sich eigentlich bei der Mobilisirung des litterarischen Landsturms handelt, Bleibtreu bringt eine positive Leistung. Wenn er versichert, daß dem „Universalmenschen“ Goethe bei seinem „einseitigen Entwicklungsgange“ „äußerst natürlich“ „der Sinn für das Historische völlig gebrach,“ und daß „die scheußliche Goethomanie den Sinn für Realismus, für das Moderne, für das Historische und, rund herausgesagt, überhaupt für das Große vergiftet,“ so ist das in Wahrheit eine That, „national dem Geiste nach,“ die Wiedererweckung des braven alten Hanswurst, der den Bombast seines Herrn und Meisters drollig übertrumpft und ad absurdum führt. Diese urwüchsige Komik thut wohl, man sieht doch, wo und wie.

Leider vergällt uns Eugen Wolff unsre Freude wieder, indem er Bleibtreus Programmsätze zum Teil unrichtig, zum Teil „nicht mehr ganz neu“ findet.

Meinerseits kann ich in Sätzen wie „krankhafte Ziererei ist das Flüchten in die Antike“ und „die neue Poesie besteht in Verschmelzung von Realismus und Romantik“ abermals nur Worte entdecken. Zum Glück kommt Greifbareres hinterher. „Vornehmstes, wenn auch nicht unbedingtes Muster aus der Gegenwart ist Zola, die soziale Frage und der Gegensatz der Nationalitäten, dies sind die zwei großen Themata der Zukunftspoesie.“ Nun, den Bleibtreu lob' ich mir, der schreibt wenigstens ein verständliches Rezept. Wieder ist Wolff unbefriedigt, er hält Bleibtreu vor, daß Zola ein „Gallier“ ist, und außerdem nicht gesund; aber das thut nichts, bei dieser Gelegenheit erfahren wir wenigstens, welche Kur er selbst für angemessen hält: Daudet, die Russen, Ibsen, Björnson, Kjelland, Georg Brandes — deren Spuren folgend werden wir zur modernen nationalen Dichtung gelangen. Nur dürfen wir nicht, wie Bleibtreu in seinen „Kraftturen,“ „norwegische und englische Zustände nach der Schablone, wie sie sich etwa ein Fremder zurechtlegt, meist recht oberflächlich skizziren“; auch nicht „Brutalität und Sentimentalität“ für Realismus und Romantik nehmen; auch nicht uns „vergebens bemühen, eine Wertheriade unsrer Zeit zu schreiben, deren Grundzug Krankheit und Schmutz“ bilden; noch gar „mit unverantwortlicher Leichtfertigkeit mit so bluternsten Dingen,“ wie es die soziale Frage ist, spielen. Also auch mit Bleibtreu ist es nichts. Wie schade, auf ihn hatte ich meine Hoffnung gesetzt!

Nichtsdestoweniger ist „die neue litterarische Bewegung eine Notwendigkeit, ein wahrer Ausfluß der Zeit,“ denn alle neuen Dichter folgen der „realistisch-modernen Strömung.“ Insbesondere Max Krezer, dessen Romane allerdings „durch den proletarischen Schwinkel des Dichters“ beeinträchtigt werden, worüber wir uns jedoch trösten dürfen, da Professor Erich Schmidt „dem Häßlichen einen Paß in den Tempel der Kunst“ ausgestellt hat, was freilich, wenn ich nicht irre, schon andre litterarische Polizeikommissare gethan haben, wenn auch in weniger gewählter Ausdrucksweise. Übrigens ist jede Mode ein Ausfluß der Zeit (Vgl. was man den Geist der Zeiten heißt), ohne daß damit gerade ihre Notwendigkeit bewiesen wäre. Bleibtreu nennt eben jenen Krezer einen „Bahnbrecher,“ der „fern von jeder Modeströmung den Berliner Roman geschaffen“ hat, den „ebenbürtigen Jünger Zolas.“ Den rechtmäßigen Besitz des Urheberpatentes wird ihm natürlich Herr Lindau bestreiten (und mit größerem Rechte könnten es Edgar Bauer und der Elßässer Alexander Weill thun, als Verfasser von „Berliner Novellen,“ die schon vor mehr als vierzig Jahren erschienen), und die Ebenbürtigkeit will auch E. Wolff nicht so recht anerkennen. Gleichwohl erkennt er „wirkliche Tragik“ in der Schilderung, wie die Mitglieder eines feudalen Klubs „das Wohl des armen Mannes auch beim Essen und Trinken nicht vergessen“ wollen und dadurch einen Proletarier zur Wut reizen. „Das ist eine würdigere Behandlung der sozialen Frage, als bei manchen von Krezers Genossen,“ sagt unser Kritiker; da müssen die Genossen allerdings

besonders würdige und originelle Geister sein, denn — doch davon später. Jetzt müssen wir uns noch merken, daß Gustav Freytag der „Vorläufer“ von Kreker und Genossen ist, wodurch sich Freytag maßlos geschmeichelt fühlen wird, und daß andre sich bereits an Kreker „geschult“ haben. Ein solcher Schüler des Schülers Zolas, Alberti, läßt einen Rutscher darüber philosophiren, daß jede Livree etwas entehrendes habe, und dazu meint Wolff: „Gewiß ist diese Gestalt nicht nach dem Leben gezeichnet, aber ist sie nicht darum gerade litterarisch doppelt interessant“? Nun, bei Zola, Dostojewsky, Brandes und euern übrigen Heiligen, ihr Herren: was habt ihr denn an der Leihbibliothekslitteratur der letzten hundert Jahre auszusetzen? In der wimmelt es ja von Gestalten, die nie gelebt haben und nie leben werden, Ausgeburten des Tintenfasses, die euch also litterarisch doppelt interessiren müssen. Oder wollt ihr etwa behaupten, daß dort keine Tiraden über die ungleiche Verteilung der Güter des Lebens, kein Revoltiren gegen Verhältnisse, die sich nicht abstellen lassen, solange wir Menschen Menschen bleiben, keine kindlichen Heilungsversuche mit der kranken Zeit zu finden seien?

Die neuen Dichter und ihr kritischer Anwalt beziehen sich gelegentlich auf Rousseau, die Stürmer und Dränger, die Romantiker und verschiedene Proben beweisen, daß noch andre wenigstens der Anlehnung würdig gefunden werden. Wenn aber die neuen Stürmer die jüngstvergangene Zeit ebenso künnten, wie sie sie verachten, so würden sie nicht alles, was ihnen auf- oder einfällt, für ihre Entdeckung halten. „Im vorigen Jahrhundert heiratete das adelige Mädchen ihren bürgerlichen Hofmeister, heute heiratet die Tochter des Kommerzienrats ihren Reitknecht. Man darf auf die litterarischen Nachkommen dieses Tendenzehepaares begierig sein.“ Dazu sehe ich keinen Grund. Wer sich die Zeit und Mühe nehmen wollte, könnte vielmehr schon eine stattliche Ahnenreihe derselben zusammenbringen. In G. Sands Compagnon du tour de France vereitelt allerdings der ahnenstolze Vater die Verbindung seiner überspannten Tochter mit einem Tischlergesellen, aber um dieselbe Zeit schon ließ Louise Otto, die sich in G. Sand verlesen hatte, einen Kellner zu einer vornehmen Dame emporgehoben werden. Arno Holz soll den „vierten Stand glänzend in die Poesie eingeführt haben“: Karl Beck mit seinen Liedern vom armen Manne, Pittmann, Freiligrath und so viele andre giebt es also nicht mehr. Mit der Rohheit, der Gehässigkeit, dem wüsten Renommiren der Sünglinge, die wahrscheinlich ihre ersten Höschen zerrissen, als das Deutsche Reich auf den Blachfeldern Frankreichs erobert wurde, und die nun, auf die Blasirtheit unsrer Zeit scheltend, selbst die Blasirtesten spielen, kann es Freiligrath allerdings nicht aufnehmen; aber das, was Wahres in ihren Deklamationen ist, hat er mit ganz andrer Gewalt ausgesprochen. Bleibtreu, Heinrich Hart u. a. wird nachgerühmt, daß sie angefangen hätten, die geschichtlichen Vorgänge unsers Jahrhunderts dramatisch zu bearbeiten. Und Grabbe? und Paul Heyse? und die Menge

von Theaterdichtern niederen Ranges? Und nun gar die „Emanzipation des Fleisches,“ die Verherrlichung käuflicher Weiber, die Mätressentragödien, die Geschichten von der Wehrlosigkeit des sinnlichen Mannes gegenüber der herzlosen Kokette u. s. w. — das sollen neue Themen sein? Wolff selbst nennt es „nicht mehr ganz neu,“ daß ein Weib, um den geliebten Mann zu retten, sich einem Machthaber preisgibt, und bei der Standrede einer Buhlerin gegen die Verführer fällt ihm die Gräfin Orsina ein. Aber er kennt doch Manon Lescault und ihre zahllosen Nachfolgerinnen? Er kennt Ardinghello und Lucinde und Laubes Jugendwerke und Grisebach und — wo wäre ein Ende zu finden! Er kennt wahrscheinlich auch „Roderick Hudson“ von dem jüngern James, und sollte ihm das Buch entgangen sein, so sei es ihm empfohlen, es würde ihm vermutlich etwas mehr Genuß bieten, als die Romane seiner Schützlinge. Und da schon Ausländer genannt werden, mag auch Wetterbergh erwähnt sein, der, ohne der jüngsten Generation anzugehören und ohne mit Programmen aufzutreten, soziale Probleme ganz realistisch behandelt hat.

Nach alledem: was bleibt der Schule Originelles selbst in der Schilderung eines Mannes, der den besten Willen hat, Großes an ihr zu entdecken, der einen neuen Schiller ernennt und nur schüchterne Bemerkungen gegen das Gefasel eines Herrn Bölsche wagt, dem durch die Abfertigung in dem Schriftchen „Was dünket euch um Heine?“ entschieden zu viel Ehre erwiesen worden ist? Woran erkennen wir „die neue Poesie, welcher Arno Holz ein donnerndes Wiegenlied (!) gesungen hat“? An „sonderbarer Renommee mit der Sünde und daneben greisenhaftem Kokettiren mit Sinnenraffinement und Weltüberdruß“, an einem „widerlichen Gemisch von Gemeinheit, Geschmacklosigkeit und Talentlosigkeit“, an „phrasenhaftem Pathos“, „im Schmutze verkommenem Schmutze“ — gesegnete Mahlzeit!

Welche Berechtigung heutzutage ein neuer „Sturm und Drang“ habe, das hat der Erfinder dieses Schlagwortes, Klinger, im voraus beantwortet, indem er die Auslehnung gegen die französische Form rechtfertigt. „Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form zu suchen, die uns behage! Mächten wir eine Nation aus, so hätten wir die Form gewiß vorgefunden, denn es läßt sich wohl mit Gewißheit sagen, daß in diesem Falle die Wissenschaften bei uns mit unsern Nachbarn gleich fortgegangen wären . . . Genug, die einfachste Form ist gewiß die beste; aber mich deucht, der Deutsche möchte mehr Leben, Handlung und That sehen, als schallende Deklamation hören. Ein solches Stück ist nun freilich schwerer zu schreiben, als zehn wilde Phantasien, wo der unerfahrene Autor alles aus sich selbst nimmt, und dies vermehrt ihre Menge.“ Aber noch leichter ist es, Manifeste gegen eingebildete Gewalten zu erlassen und immer aufs neue anzukündigen, daß man nächstens etwas thun werde. Wer oder was hindert die Jüngsten, durch unsterbliche Werke alles zu verdunkeln, was vor ihnen gesungen und gesagt worden ist?

Verlangt denn jemand von ihnen, daß sie Romane für Backfische schreiben oder antikisirende Dramen? Ähneln die Gegenwart der Zeit, die der feurigen Jugend Deutschlands kein Ideal zeigte, und ihrem Thätigkeitsdrange kaum ein andres Feld gewährte, als das der Dichtung?

Nein, es ist nicht Zufall, daß diese Gesellschaft durch den gewählten Parteinamen an eine uns der Zeit nach viel näher stehende Gruppe erinnert, und daß Wolff ihr dasselbe vorhält, wodurch Gerwinus sich den unauslöschlichen Haß jener Früheren zuzog: „Sie wollen nichts werden; sie wollen jeder gleich etwas sein. Sie meinen es alle hübsch und gut, aber sie wollen nichts lernen.“ Auch das erste „junge Deutschland“, der ins Doktrinäre übersezte Sturm und Drang, trat mit schmetternden Fanfaren auf, kündigte auch dem Klassizismus Krieg bis aufs Messer an, und — „wo is et blewen?“ würde Pastor Sackmann fragen. Alle die Revolutionäre fanden sich sehr schnell mit der von ihnen verhehten Gesellschaftsordnung ab, wurden gute, ruhige Bürger und setzten zahllose Bücher in die Welt, von denen sie nicht überlebt worden sind. Nicht als Zertrümmerer der alten verrotteten Zustände, nicht als Herold der „Poesie des Fleisches“ kommt Laube auf die Nachwelt, sondern als Theaterdirektor, Selbstüberschätzung brachte Gutzkow zum Wahnsinn, und als der Erfinder des Parteinamens, Wienbarg, starb, konnte man sich kaum noch auf seine litterarische Persönlichkeit besinnen.

Die Jüngsten sollen sämtlich noch sehr jung sein, haben mithin noch Zeit vor sich, um durch Leistungen von Wert ihre Kapriolen in Vergessenheit zu bringen. Aber schwerlich wird ihnen das gelingen, wenn sie nach dem Willen Wolffs sich mit der Absicht an die Arbeit machen, „die mechanischen Errungenschaften zu geistigen Gütern umzuwerten, aus dem neuen Leben die neue Idee zu abstrahiren“, „unsern Geist mit der in neuer Macht offenbarten Natur zu versöhnen“, oder, wie es Bölsche zu wünschen scheint, den Häckelismus in poetische Formen zu bringen. Welche eigentümlichen Vorstellungen doch manche Ästhetiker von dem Prozeß des Dichtens haben!

Schließlich noch eine Bemerkung. Die Wortführer der „Moderne“ beklagen „den Mangel an litterarischem Interesse des Reiches und des Reichskanzlers“ (wörtlich!), und in der besprochenen Schrift wird einmal der bestimmte Vorwurf erhoben: „Und diesen Dichter läßt Deutschland darben!“ Da ist wohl die Frage erlaubt, was das Reich und der Reichskanzler thun sollen? In dem Augenblicke, wo die Überzeugung immer allgemeiner wird, daß die Kunstakademien in ihrer heutigen Gestalt vom Übel sind, etwa eine Poesieakademie gründen? Jugendpreise aussetzen für Verbreiter des in Reime gebrachten Pessimismus? Im Gegensatz zur Altersversorgung junge Dichter auf Regimentsunkosten versorgen? Oder soll der deutsche Staatsbürger gesetzlich gezwungen werden, die Publikationen des jüngsten Deutschlands zu kaufen? Daß den Gebildeten in Deutschland mehr ernster Anteil an den Erzeugnissen der zeitgenössischen Litteratur

ratur zu wünschen wäre, steht fest, aber nicht minder, daß auch die ungeheure Überproduktion an dem ungünstigen Verhältnis zwischen BÜcherverlag und BÜcherverkauf schuld ist. Und eine Fruchtbarkeit, wie sie diese litterarische Jugend bekundet, wird das Verhältnis nicht bessern.



Riehls letztes Novellenbuch



ieses Buch beschließt den Cyclus meiner „Fünzig Novellen“, die, in sieben Bänden nach und nach veröffentlicht, ein Ganzes bilden, an welchem ich zweiundvierzig Jahre lang gearbeitet habe.“ Mit dieser einfachen Ankündigung leitet H. W. Riehl, der alte, junggebliebene Kulturhistoriker und Erzähler, den neuesten und, wenn wir den Verfasser beim Wort nehmen wollen, letzten Band der prächtigen Geschichten ein, mit denen er einen Gang durch „tausend Jahre der deutschen Kulturgeschichte“ und hie und da über die deutsche Kulturgeschichte hinaus gemacht hat. Weder wir, noch das Publikum, werden ihn beim Worte nehmen, wenn er die fünfzig Novellen nicht nur in ein Buch sammeln, sondern sie zu fünfzig und einigen vermehren wollte. Es liegt also nur am Erzähler selbst, ob er sich streng auf das Gegebene beschränken, und ob der heute vorliegende Band Lebensrätsel*) nicht bloß für jetzt die neueste Sammlung Riehlscher Novellen sein, sondern in der That die letzte bleiben soll. Die besten Novellen des Verfassers sind längst mit allgemeiner Zustimmung dem Schatz unsrer bleibenden Litteratur eingereicht worden, und die sprudelnde Fülle der Erfindung, die in allen fünfzig waltet, erfrischt uns auch bei den neuesten, die sich „Damals wie heute“, „Gradus ad Parnassum“, „Fürst und Kanzler“, „Am Quell der Genesung“, „Die Gerechtigkeit Gottes“ nennen.

Riehl nimmt bekanntlich in der modernen deutschen Novellistik eine Sonderstellung nicht nur durch die Vortrefflichkeit seiner Leistungen, sondern auch durch die besondere Richtung und Haltung seiner Geschichten ein. „In einer Geschichte soll vor allen Dingen etwas geschehen; der Gang der Handlung, die Erfindung ist die Hauptsache. Eine Geschichte soll gut erzählt werden; der gute Erzähler aber ist knapp in seinem Vortrage, er bleibt bei der Stange und schweift nicht aus in Betrachtungen und Malereien, er regt Stimmungen und Gedanken an und überläßt es dem Zuhörer, sich seine weitem Stimmungen

*) Lebensrätsel. Fünf Novellen von H. W. Riehl. Stuttgart, Cotta, 1888.